

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 8

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausstellung des einstigen Basler Münsterschatzes

Unter den vielen Ausstellungen der letzten Jahre ist diejenige des Basler Münsterschatzes an Umfang wohl die kleinste, dem Gehalt nach jedoch eine der wertvollsten. Dies gilt nicht nur dem Edelmetall, dem Gold, Silber, dem Schmelz, den geschliffenen und geschnittenen Edelsteinen, sondern dem hohen Alter und der kunstvollen Ausführung der Kirchengерäte und Zierden. Kostbarkeiten waren schon öfters bei uns zu Gast, solche aus Österreich und aus der Lombardei im Kunsthaus in Zürich, Kunst des frühen Mittelalters im Berner Kunstmuseum. Basel hat zur Hundertjahrfeier des Historischen Museums diejenigen Kunstwerke vereinigt, die vor der Glaubensspaltung, vor 1529 seinen Münsterschatz bildeten und damals glücklicherweise erhalten blieben, nicht vermünzt wurden, wie dies in den meisten andern Schweizerstädten geschehen ist. Dank dem Traditions- und Kulturbewußtsein der Basler Obrigkeit standen sie unangetastet in den geschnitzten spätgotischen Schränken, sogar über das gefährliche Jahr der Umwälzungen von 1798 hinaus, bis nach dem unglücklichen Bruderzwist Baselstadt-Baselland nach Entscheidung der Tagsatzung 1834 mit dem bisherigen Staatsschatz auch der Münsterschatz geteilt werden mußte. Baselland wußte mit seinen zwei Dritteln der mittelalterlichen Kostbarkeiten nichts anderes anzufangen als sie auf einer Versteigerung in Liestal 1836 zu Geld zu machen. Und in der Stadt fehlten nach der Teilung Geld und Verständnis für diese katholischen Kirchengерäte und Zierden, um sie zurückzukaufen, so daß die zwei Drittel in alle Welt zerstreut wurden. Schon zwanzig Jahre später, als das Historische Museum gegründet und die der Stadt verbliebenen Kunstwerke aus dem Mün-

sterschatz ausgestellt wurden, gingen C. Burckhardt und C. Riggenschach dem Schicksal der andern nach. In den letzten Jahrzehnten waren es vor allem die Konservatoren Dr. R. F. Burckhardt, Dr. Major und Professor Hans Reinhardt, die nach und nach den Standort der meisten Kostbarkeiten im Ausland ausfindig machten und mit Hilfe der alten Inventare und Aufzeichnungen den Münsterschatz zu rekonstruieren vermochten. Dr. Burckhardt tat dies mit dem stattlichen Band in der Reihe der Schweizer Kunstdenkmälerbände 1933 und Professor Hans Reinhardt mit der Ausstellung vom September/Oktobre 1956 in einem eigens für diesen Anlaß hergerichteten Gewölbe unter dem Chor der Barfüßerkirche.

Von den festgestellten ausgewanderten Kunstwerken fehlen hier nur das Eustachiushaupt, das im Britischen Museum steht und der dortigen rigorosen Verordnungen wegen nicht ausgeliehen werden darf, das Kapellenkreuz, das im Berliner Schloßmuseum noch 1945 dem Brand zum Opfer fiel, ein Stab im Kunstgewerbemuseum Berlin-Ostzone und die Statuette Johannes des Täufers, samt dem Walpertsarm-Reliquiar in der Ermitage in Leningrad, zwar versprochen, aber nicht eingetroffen.

Es handelt sich bei den ausgestellten Kunstwerken um die Altarzierden, Reliquiare und Kultgeräте, die an hohen Feiertagen den Hochaltar des Basler Münsters schmückten und im Kerzenglanz in wohl abgewogener Symmetrie schimmerten.

Sie alle überragt an Größe und Bedeutung die goldene Altartafel (Musée de Cluny), die als Geschenk des Kaisers Heinrich II. zur Münsterweihe 1016 bezeichnet wird (sie zeigt u. a. den hl. Benedikt, Heinrichs bevorzugten Heiligen).

An Umfang übertrifft sie alle Goldschmiedearbeiten, die an ähnlichen Ausstellungen zu sehen waren (Welfenschatz, 1930, Frankfurt a. M.; Kirchliche Kunst in Bayern 1930, München; Mittelalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein, Freiburg i. Br. 1947 und 1948; les Trésors de Fribourg 1955). Ursprünglich zur Verkleidung des Altars bestimmt, als der Bischof noch hinter dem Altar zu zelebrieren pflegte, diente sie später als festlicher Altaraufsatz. Sie stellt in einzigartig feierlicher Weise den in der Messe gegenwärtigen Christus dar, seine Begleiter, die drei Erzengel Michael, Gabriel und Raphael und den hl. Benedikt an Größe überragend, alle unter Rundbogen-Arkaden stehend und umwoben von zierlichen Ranken, mit allerlei vierfüßigen und geflügelten Tierchen belebt. Das Menschengeschlecht ist durch die kleinen Stifterfiguren, Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde vertreten, die sich zu Füßen Christi auf die Knie geworfen haben. Der großartigen ruhigen Komposition entspricht die in Gold getriebene Ausführung, fast vollplastisch getrieben die fünf Figuren, fein zierlich die Verzierungen, nur die Heiligenscheine sind mit Filigran und geschnittenen Edelsteinen verziert. Dem Künstler dürften, wie den damaligen Buch- und Wandmalern der Reichenau, köstliche byzantinische, längst untergegangene Kunstwerke bekannt gewesen sein. Daher glauben die einen Forscher an eine leistungsfähige Goldschmiedewerkstätte auf der Reichenau im 10. und 11. Jahrhundert, andere denken an Fulda oder eine Hofwerkstätte und gruppieren verwandte Kunstwerke in München, Säcking, sogar die Kaiserkrone theoretisch in die gleiche Werkstätte, natürlich auch das Heinrichskreuz, das aus Berlin an die Ausstellung geliehen worden ist.

Ältere Kunstwerke aus der karolingischen Zeit fehlten im Basler Münsterschatz seit dem Ungareneinfall von 917.

Schlicht sind die romanischen Arbeiten vertreten, zumal das Eustachiushaupt fehlt, und keine großen Schreine wie am Niederrhein und in Niedersachsen vorhanden waren. Aber der Pontifikalkelch, gestiftet bald nach 1213 von Gottfried

von Eptingen, zeichnet sich durch edle Proportionen und Arbeit aus.

Unserer Zeit fernerstehend erscheinen die als Brustbilder gestalteten Reliquiare St. Pantaleon, St. Ursula und St. Thekla (die letztere vom Rijcksmuseum in Amsterdam hergeliehen), alle aus der Zeit des hochgotischen Stiles. In der gleichen Vitrine steht auch die seltsam naturalistische goldene Rose aus dem Cluny-Museum in einem Silberständer mit Filigrankugel.

Die emaillierten Halsketten der Heiligenbüsten leiten über zur Gruppe der Emailarbeiten, die teils in Paris, teils am Oberrhein, vielleicht gar in Basel im 14. Jh. hergestellt worden sind und zum Glanz des Silbers und der Vergoldung den schimmernden Farbenreiz beitragen. Es sind turmartige Schaugefäße für Reliquien, sogenannte Monstranzen. Die Apostelmonstranz, für Reliquien der unschuldigen Kindlein geschaffen und Basel gehörend, wie die Kaiserpaar-Monstranz, ihr Gegenstück, zeichnet sich durch ihren besonders schönen Bau und schimmernde Emailscheiben aus. Das vollkommenste Stück dieser Gruppe, das Kapellenkreuz, ging, wie erwähnt, beim Brand des Schloßmuseums in Berlin zugrunde.

Reich vertreten sind Arbeiten aus dem 15. Jahrhundert von der kleinsten Votivgabe, z. B. Kreuzchen, Medaillons, Reliquienkästchen, bis zu den Altar- und Vortragekreuzen, Statuetten und Kelchen. Außer der ausgezeichneten St. Christophorusstatuette, die Basel gehört, sei hier vor allem auf die Leihgaben hingewiesen, die man nach der Ausstellung nur ausnahmsweise wieder zu sehen bekommen wird: das Sonntagskreuz, das in der St. Klarakirche samt seinem Ständer und einem Fahnenkreuz dient; die Agnus-Dei- oder Universitäts-Monstranz, die sich durch besonders reichen Wechsel von Silber und Vergoldung auszeichnet, wird samt dem Heinrichskreuz und der Grabkrone der Gemahlin des Königs Rudolf von Habsburg nach Berlin-Dahlem zurückkehren, das Astkreuz samt der wundervollen silbernen Pontifikalkanne und den beiden Meßkännlein, samt zwei ausgezeichneten Silberbechern nach London in das Victoria und Albertmuseum. Zu

der stattlichen Gruppe der schlanken, spätgotischen Turmmonstranzen, die teils zum Aussetzen der Hostie, teils zum Zeigen von Reliquien gedient haben, war aus Wiesbaden die Heinrichsmonstranz, Gegenstück zur Basler Kunigundenmonstranz, hergekommen. Sie alle sind zwischen 1490 und 1511 in den Basler Werkstätten der Meister Jörg Schongauer, Angelot und Rutenzweig geschaffen worden und tragen alle, weil sie nur kurze Zeit dem Kult gedient haben und nachher während Jahrhunderten in den Schränken des Basler Münsters standen, sozusagen Stempelglanz, unversehrte Frische und untadelige Formen, im Vergleich zu den wenigen silbernen Turmmonstranzen, die noch in Schweizer Kirchen im Gebrauche stehen und öfters geflickt oder sogar verändert worden sind. Wie neu sieht auch das zierliche Fußreliquiar aus dem Schweizerischen Landesmuseum aus.

Was von den ausgestellten Kostbarkeiten dem Historischen Museum in Basel gehört, gedenkt der Konservator, Professor Reinhardt, wie bisher, aber gelockerter, im Kapellenraum auszustellen und die profanen Silberarbeiten, die bisher samt den Zunftleihgaben auch dort aus-

gestellt waren, im jetzigen Ausstellungsgewölbe zu zeigen.

Der große Kirchenraum der Barfüßerkirche mit den erlesenen Kunstwerken der Stein-, Holz- und Metallplastik, der spätgotischen Altäre und Wandteppiche bereitet aufs beste auf den Genuß der jetzigen, einmaligen Ausstellung des Münsterschatzes vor. Diese gewährt nicht nur Kunstfreunden hohen Genuß, sondern dient auch der Wissenschaft, denn sie erlaubt die Neuausgabe des längst vergriffenen Bandes von Rudolf F. Burckhardt in Text und Bild vorzubereiten. Dieser Band wird die bleibende Frucht der Ausstellung sein, neben dem handlichen Katalog, der die Geschichte des Schatzes und der einzelnen Arbeiten, namentlich deren Schicksale seit der Teilung, in Kürze schildert und gute Abbildungen enthält. Sie werden für alle Zeiten für die Kultur der Bischofs- und Handelsstadt Basel im Mittelalter zeugen. Wie Basel 1932 die Christophorus-Statuette und 1955 das Brustbild St. Ursula zurückkaufte, wird es sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um seinen Münsterschatz wieder zu vervollständigen.

Dora Fanny Rittmeyer

Paul Klee

Zur Ausstellung im Berner Kunstmuseum (bis 18. November)

Ausstellungen vom Werk Paul Klees sind zu seinen Lebzeiten, nach seinem Tod und seit 1945 an vielen Orten zahlreich veranstaltet worden. Das Buch Will Grohmanns verzeichnet für die Zeit von 1906—1954 an die 150 öffentliche Darbietungen von größeren und kleineren Kollektionen des Künstlers. Die Bedeutung und die Anerkennung Klees im bildkünstlerischen Leben der Gegenwart zeigt sich weiterhin ebenso sehr in der Zahl der Publikationen und farbigen Wiedergaben wie in den Preisen des Kunstmarktes: etwas später als Picasso, Matisse, Modigliani, Braque hat auch Klee jene internationale Dollarbewertung

erreicht, die den europäischen Museen und Sammlern Ankäufe immer schwieriger, bald wohl überhaupt unmöglich macht. Amerika besitzt denn auch bereits an die 2000 Nummern von Arbeiten Klees, die vielfach meist in größeren Gruppen, gleichsam serienweise das Interesse der Sammler gewonnen haben.

Die Veranstalter der Berner Schau hätten sich daher mit Recht überlegen können, ob eine großangelegte Darbietung der Kunst Paul Klees im gegenwärtigen Zeitpunkt notwendig sei, ob damit die Erkenntnis und Würdigung dieses Schaffens gefördert, das künstlerische Leben im allgemeinen durch eine solche Veranstal-

tung bereichert werde. Der Widerhall, den die Ausstellung über die Schweiz hinaus in den interessierten Kreisen Europas und Amerikas gefunden hat, brachte die Überzeugung, das Unternehmen sei gerade zur rechten Stunde erfolgt — die Beschäftigung mit Klee entspreche einem besonderen Bedürfnis des Augenblicks.

Die Durchführung eines Ausstellungsprogramms, das weit über alle vorhergehenden Veranstaltungen hinausgriff, war freilich nur in Bern möglich gewesen. Hier hatte der Künstler seine Jugend und seine letzten Jahre verbracht, mannigfaltige Anregungen künstlerischer und menschlicher Art erfahren, erste und beste Freunde seiner Kunst gefunden. Neben dem sorgfältig gehüteten Besitz dieser frühen Sammlungen bewahrt Bern das Gut der im Kunstmuseum aufbewahrten Paul-Klee-Stiftung; mit ihren nahezu 3000 Arbeiten bildet sie eine der größten Sammlungen, die von einem Künstler in einen einzigen öffentlichen Besitz gekommen sind. (M. W. wird die Klee-Stiftung an Umfang nur übertroffen vom Turner Bequest in der Londoner Tate Gallery, das an die 12 000 Nummern zählt.) Leihgaben aus den übrigen Schweizer Sammlungen, aus Amerika — wofür gegen 40 Besitzer im Katalog aufgeführt sind —, aus Deutschland, Italien, Frankreich und England brachten andere wichtige Werke, wenig oder gar nicht bekannte Arbeiten bei.

Der Berner Fonds selber wurde für die Ausstellung nicht voll ausgeschöpft. Er diente vielmehr dazu, in der Vertretung der Schaffenszeiten und -weisen den Ausgleich herzustellen: so kam eine Zusammenstellung zustande, in der sich die künstlerische Arbeit in ihrem gesamten Ablauf proportional richtig zum Gesamtwerk darstellt. Dieses Ziel wiederum schien gegeben durch das Verzeichnis, das der Künstler von all seinen Arbeiten mit derselben Disziplin angelegt hat, die sein Schaffen wie sein Denken kennzeichnet. Die 14 Bände dieses Werkkataloges, die als einzigartiges Dokument der Stiftung gehören, sind für die Bearbeitung des Ausstellungsverzeichnisses verwendet worden, und sie bestimmten auch die Aufnahme jeder Arbeit in die Ausstellung.

Bei der Vielzahl von Nachahmungen und Fälschungen, die seit Jahren im Umlauf sind, erweist sich immer deutlicher der Nachweis im Oeuvrekatalog als die einzig verlässliche Garantie für die Echtheit eines Werkes von Klee.

Die Anordnung der nahezu 700 ausgestellten Objekte in möglichst konsequenter chronologischer Reihenfolge hätte sich durch kein anderes Prinzip gleich überzeugend durchführen lassen. Der aufmerksame Besucher — dessen es freilich beim Umfang und der Vielfalt dieses Schaffens bedarf — folgt dem Gang der Entwicklung und erfährt dabei in sich jenes innere Wachstum, jenen organischen Fortgang, auf den es dem Künstler selber seit seinen frühen Jahren so sehr ankam. In drei übereinanderliegende Stockwerke verteilt, bietet sich die Schau der Vorstellung dar gleich einem Baum: aus einem vielverästelten Wurzelwerk wächst der Stamm auf, über dem sich mit weitem Geäst die Krone breitet — ein Gleichnis, das sich zwanglos Klees eigenem Bekenntnis vom künstlerischen Schaffen entnehmen läßt.

Das Schöpferische des Arbeitsvorganges selber ist für die moderne Kunst ebenso wichtig geworden wie das Ergebnis, das dieser hervorbringt. So sind auch für die einführende Betrachtung die Tätigkeit der hervorbringenden Kräfte — in ihrer untrennbaren Verbindung von Gefühl und Verstand, künstlerischem Instinkt und verwirklichendem Können — von eigenem selbständigem Wert. Dieses Schöpferische als gestaltende, immer Neues erfindende dichterische Kraft des Menschen tritt nun in dieser Ausstellung in wahrhaft erregender Weise zutage. Jedes, auch das unscheinbarere Blatt und Bild verdankt sein Dasein einem neuen Einsatz, einer unmittelbaren Eingebung, einem ursprünglichen Impuls. Von Werk zu Werk vollzieht sich sichtbar der Schritt, der weitergeht, der Übergang, der von einem zum andern führt. Wie alles, was zum Vorhergegangenen neu ist — als spontaner Einfall, als weittragende Idee —, löst jede dieser Bewegungen Überraschung aus; nie tritt auch nur die Spur von Monotonie und Wiederholung auf. — Il n'a pas perdu son temps — hat einmal

René Auberjonois vom Künstler her die Mühelosigkeit dieser unablässigen Hervorbringung neuer Gebilde durch Klee gepriesen.

Natürlich hat auch diese große schöpferische Begabung der auslösenden Momente, der Pflege und der zur Gestaltung führenden Leitung bedurft. Eines der Mittel, deren sich Klee dafür bediente, war die Technik — leicht verständlich als das Werkzeug, das dem Künstler zu jeder Zeit in Hand und Willen gegeben ist. Erst die chronologisch geordnete Zusammenstellung so vieler Originale läßt diese Bedeutung der technischen Erfindungen und Vorgänge und des staunenswerten manuellen Könnens erkennen: angefangen von der Vielfalt der Malgründe und Malmittel über die neuen Prozeduren des Auftrages, wie Abdruck- und Spritzverfahren, zu der im ästhetischen Sinn höherstehenden Ordnung der Farben nach den Regeln des Farbkreises, der Verwendung von Schraffuren, Parallellinien, Tupf- oder Mosaiksystemen, dicken Balkenstrichen u. a. Und ebenso neu dürfte die Einsicht sein, wie diese technischen Möglichkeiten in eins gehen mit Kreisen des Erlebnisses, des «Gegenstandes», wie Klee selber den Inhalt seiner Bilder zu bezeichnen pflegte.

So fällt das Verfahren, aus lauter parallelen Strichen ein Bild zu gewinnen, offensichtlich mit Inhalten zusammen, in denen der Künstler von 1929—1932 das klassisch antike Erbe als Teil der europäischen Kultur in seine Bewußtseins- und Daseinswelt aufnahm. Diese Epoche seines Schaffens zeigt den Fünfzigjährigen auf der meisterlichen Höhe und trifft biographisch zusammen mit dem letzten Jahr seiner Tätigkeit am Bauhaus in Dessau und der Berufung zum Professor an die Düsseldorfer Akademie. Sinngemäß werden in dieser Zeit technische Verfahren angewandt, die verobjektiviert nicht mehr der subjektiv bewegten Pinselschrift bedürfen, wie Spritzen und Abdecken, Abdrucken von Glasplatten u. a. Und sachlich enthält sie die Hinwendung zum Problem des Lichtes, das mit dem *Sonnenuntergang* plötzlich die Auflösung der Farbfläche in Punkte mit sich bringt. Vom Licht und der Atmosphäre her wird

weiterhin das Gleichgewicht als Gesetz des Kosmos erfahren, und die früher noch romantisch-mythisch bestimmte Symbolik wandelt sich zu konstruktiv-geometrischen Zeichen, indem sie Konstellationen von Körpern und Farben aufstellt.

Der Weg zur großen Form ist geöffnet: der *Gradus ad Parnassum* vom Jahr 1932 — das letzte der klassischen Bilder in Mosaiktechnik — übertrifft die kleinen, vielfach der Miniatur verwandten Formate der früheren Jahre bei weitem. Und dann vollzieht sich noch einmal über mehrere Stufen die Verwandlung des Stiles zu den monumentalen Figurationen der letzten Zeit, die in Form und Farbe einfach und weit wirken, wandbildhaft und im Inhalt allgemeingültig sind. Sie lassen sich wohl erklären als ein technisch-künstlerisches Endergebnis im Sinn des bei vielen Künstlern festzustellenden Altersstiles: möglich sind sie aber bei Klee offensichtlich geworden aus seiner letzten Welt- und Lebenserfahrung — mit der unabweisbar gewordenen Nähe des Todes war gleichzeitig der Krieg an Europa herangetreten. Nur aus so vielen Voraussetzungen ist das Bild von 1939 verständlich, dem der Künstler den Titel *Übermut* gab, und das nichts anderes ist als die großartig moderne Fassung des alten Themas vom Totentanz.

Auch wenn sich die Mehrzahl der Besucher von diesen Zusammenhängen kaum bewußt Rechenschaft gibt, wird sie doch berührt von der Vielschichtigkeit und Hintergründigkeit des Werkes, von den geistigen und seelischen Erregungen, die sein menschlicher Gehalt unmittelbar durch die künstlerische Form auslöst. Dieser Inhalt oder diese Gegenständlichkeit gibt Klee seine Aktualität und seine besondere historische Stellung: nach den Höchstleistungen auf den formalen Gebieten, welche die Malerei seit Cézanne hervorgebracht hat, steht eine Kunst da, in der sich der heutige Betrachter mit seinen Anliegen und Ansprüchen geistiger Ordnung wiederfindet. Eine wissenschaftliche Auswertung dieser Tatsache ist in den vorhandenen Veröffentlichungen über den Künstler noch nicht an die Hand genommen, so daß auch die Möglichkeit

zu zeit- und geistesgeschichtlichen Deutungen beschränkt ist.

Selbst die kunstgeschichtlichen Bezüge müßten sich eingehender verfolgen lassen, als dies bis jetzt geschah. Die Ausstellung erweckt die bestimmte Vorstellung, daß in Klees Schaffen eine Synthese der wichtigsten Vorgänge auf bildkünstlerischem Gebiet von 1902—1940 vorliegt. Deutlich lassen sich die Ansätze verfolgen, die von den ersten Anregungen van Goghs über die Verarbeitungen des Impressionismus, Cézannes und Delaunays zu einem durchaus persönlichen, farbigen Kubismus führen. Wie bei Picasso, Braque, Mondrian bildet dieser Kubismus die stilistische Grundlage des gesamten Werkes. Durch alle Stufen hindurch tritt dieses Element in den als magische Qua-

drate bekannten, vom Künstler selber etwa als «Farbtafeln» bezeichneten Bildern rein hervor. Sie mögen entstanden sein als Proben, als Versuche zu Farbstimmungen musikalischen Gehaltes, in die denn auch verschieden bewegte Rhythmen miteinbezogen sind. Tiefer noch als in den gegenständlich reicher bedingten Arbeiten scheint mir in diesen wunderbaren Bildungen das Geheimnis der Kunst Paul Klees zu beruhen.

Bereits bei der Eröffnung war behauptet worden, was sich als zutreffend zu erweisen scheint: die Veranstaltung, als solche einmalig und unwiederholbar, möchte eine der wichtigsten und schönsten Ausstellungen moderner Kunst sein, die das 20. Jahrhundert bis jetzt gesehen habe.

Max Huggler

Kongreß europäisch-amerikanischer Gesellschaften in Wien

Im Jahre 1951 wurde eine Organisation mit dem Namen «Congress of European American Associations» ins Leben gerufen. Sie ist eine freie Vereinigung von Gesellschaften, die sich die Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen Amerika und Europa und die Förderung des europäisch-amerikanischen Verständnisses zur Aufgabe machen. Gegenwärtig umfaßt sie 21 Gesellschaften aus 16 europäischen Staaten. Als Präsident amtiert *Prinz Bernhard der Niederlande*. Die Leiter dieser Organisation, vor allem ihr Generalsekretär, der Belgier Dr. J. G. van Heurck, haben es verstanden, ihr rasch eine bedeutende Stellung in den europäisch-amerikanischen Kulturbeziehungen zu verschaffen. Die Hauptaktivität liegt in der Veranstaltung eines jährlichen mehrtägigen Kongresses, der stets von einer großen Anzahl repräsentativer Persönlichkeiten nebst vielen Mitgliedern der nationalen Amerika-Gesellschaften besucht wird. In den vergangenen Jahren ist auch ein großes Preisausschreiben über die europäisch-amerikanischen Beziehungen veranstaltet worden, und es wurden mehrere der Vertiefung der gegenseitigen Beziehungen gewidmete Treffen organisiert.

Während an den bisherigen Jahresversammlungen vor allem die Ursachen der zwischen Amerika und Europa bestehenden Mißverständnisse und die Mittel zu deren Behebung besprochen wurden, bezweckte der diesjährige Kongreß, der vom 28. September bis 2. Oktober in Wien stattfand, die Aufmerksamkeit auf jene grundlegenden Ideen und Institutionen zu lenken, die Europäern und Amerikanern gemeinsam sind. Das Kongreßthema lautete: *Die gemeinsamen Grundlagen der westlichen Zivilisation*. Im Hinblick auf diesen Kongreß wurde im Laufe dieses Jahres ein Ausschuß namhafter Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, unter ihnen *Denis de Rougemont, André Maurois, Reinhold Niebuhr, Bischof Dibelius* u. a. beauftragt, eine Deklaration über die westliche Zivilisation auszuarbeiten. Der Entwurf dieser Deklaration wurde dem Kongreß zur Diskussion unterbreitet. Er gleicht der Erklärung der Menschenrechte, welche 1948 von den Vereinten Nationen erlassen wurde, ist jedoch konziser und konzentriert sich auf die geistigen Aspekte der Menschenrechte. Man mag sich fragen, ob es möglich ist, das Wesen westlicher Zivilisation in wenigen Zeilen

zusammenzufassen und ob es überhaupt sinnvoll ist, dies zu versuchen. In der Tat würde der nüchtern denkende Schweizer den schönen Worten der Erklärung kaum Beachtung schenken, wenn er nicht wüßte, was für bedeutende Persönlichkeiten dahinter stehen. Die Frage nach der praktischen Bedeutung der Deklaration erfuhr trotzdem wenig Beleuchtung, da sich die Diskussion vor allem um einzelne Punkte der Erklärung drehte. Wenn man nach dem Sinn und Zweck der Erklärung suchte, so fand man eine Antwort am ehesten in den Ansprachen von *Georges Bidault*, *Paul van Zeeland* und *E. N. van Kleffens*. Für Bidault liegt er vor allem darin, angesichts der stetigen Mißverständnisse zwischen Europa und Amerika jene Ideen und Begriffe klarzustellen, in denen Europäer und Amerikaner übereinstimmen. Van Zeeland unterstützte die Deklaration hauptsächlich deshalb, weil er sich bewußt ist, wie stark die moralische Autorität der westlichen Welt und damit der westlichen Zivilisation in der übrigen Welt gesunken ist. Nur durch Überwindung der bestehenden Differenzen der westlichen Staaten im Bewußtsein der gemeinsamen Grundlagen kann diese Zivilisation gerettet werden. Auch van Kleffens hält die Deklaration für eine Maßnahme gegen die heutige Bedrohung unserer Zivilisation. Außer den Vertretern Europas und Nordamerikas möchte er auch Vertreter Latein-

amerikas und des britischen Commonwealth zu den Bemühungen um eine Deklaration beiziehen. Dem Kongreß gelang es nicht, einen endgültigen Text der Deklaration anzunehmen. Da zu viele Zusatzanträge gestellt wurden, wurde der Redaktionsausschuß mit der endgültigen Bereinigung beauftragt. Ob diese Deklaration die Bedeutung erlangen wird, die ihr ihre Urheber und Befürworter wünschen, wird davon abhängen, ob es gelingt, ihr die nötige Verbreitung zu verschaffen. Dies wird jedenfalls nur dann möglich sein, wenn die Bemühungen um eine bessere Erkenntnis und Zusammenfassung der gestaltenden Kräfte der westlichen Zivilisation auch in anderer und konkreter Weise intensiviert werden.

Den Teilnehmern des Kongresses war neben den Diskussionen über die Deklaration und über administrative Fragen reichlich Gelegenheit geboten, in Wien alle Annehmlichkeiten westlicher Zivilisation zu genießen. Der Bundeskanzler, der Bürgermeister, der französische und der amerikanische Botschafter veranstalteten Empfänge. Vorstellungen in der Staatsoper und der spanischen Reitschule gehörten zum Kongreßprogramm. Verschiedene weitere Anlässe öffneten den Teilnehmern eine Reihe der prunkvollen Wiener Palais.

Dietrich Schindler

Eine große Stunde des Friedens

Reinhold Schneider erhielt den Friedenspreis

Schweigend erhob sich das erlesene Auditorium, als der deutsche Bundespräsident Theodor Heuß die traditionsreiche Paulskirche zu Frankfurt betrat, um der feierlichen Übergabe des Friedenspreises des deutschen Buchhandels beizuwohnen. An seiner Seite schritt der erwählte Preisträger, Reinhold Schneider. Zum sechsten Male fand der Preis, der zugleich Ehrung eines der Idee des Friedens besonders verpflichteten Schriftstellers und ein immer wieder erneuertes Bekenntnis des deutschen Buchhandels

zu unveräußerlichen Werten der Kultur sein soll, eine würdige Hand. Vor Reinhold Schneider waren es Albert Schweitzer, Romano Guardini, Martin Buber, Carl J. Burckhardt und Hermann Hesse, die dieser Auszeichnung ihren Rang gaben und vor der Öffentlichkeit das mahnende Wort des Friedens sprachen. Damit wurde eine schöne und ernste Tradition begründet, die dem Verantwortungsbewußtsein des deutschen Buchhandels zur Ehre gereicht.

Zu Beginn der Feierstunde begrüßte

Dr. Arthur Georgi im Namen des «Börsenvereins des Deutschen Buchhandels» die Gäste und sprach Worte des Gedenkens für den verstorbenen Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt, Dr. Walter Kolb, Freund des Buchhandels und Bauherrn der wiederaufgebauten Paulskirche, dessen Platz in der ersten Reihe mit einem Trauerflor geschmückt war. Mit der Verleihung des Friedenspreises vor einer großen Öffentlichkeit, so sagte Dr. Georgi, wolle der deutsche Buchhandel dazu beitragen, «Gewalt und Mißachtung der menschlichen Persönlichkeit, Mißverstehen und Zerwürfnis unter den Menschen und Völkern, Haß, Lüge und Mißbrauch der Macht und der Freiheit im Sinne einer menschenwürdigen Ordnung und eines Lebens in Werten des inneren und äußeren Friedens zu überwinden». Reinhold Schneider sei im höchsten Sinne preiswürdig befunden worden, weil er „als Denker und Mahner, Gelehrter und Dichter durch seinen Anruf der seelischen und ethischen Kräfte über seine unmittelbare Aussage hinaus allgemein symbolgebende Bedeutung und Wirkung gewonnen hat, und zwar nicht nur in besonders empfänglichen Zeiten, sondern zu jeder Stunde“. Dr. Georgi erinnerte damit an die mutige Haltung Reinhold Schneiders in der Hitlerzeit, wo seine Bücher und Briefe, wie seine in primitiven Umdrucken illegal kursierenden Gedichte ein sittliches Beispiel gaben. Bücher wie «Das Inselreich», «Las Casas vor Karl V.», die Deutungen deutscher, päpstlicher, portugiesischer und spanischer Geschichte und vor allem sein Buch «Macht und Gnade» wirkten in diesen finsternen Jahren «als Gewißheit für die Notwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Welt». Dem Buchhandel könne Reinhold Schneider durch Leben und Werk Verpflichtung und Mahnung sein, durch seine Arbeit «an der Prägung der menschlichen Seele und der menschlichen Haltung teilzunehmen».

Die Urkunde des Preises ehrte in Reinhold Schneider den «Dichter und Gelehrten, Kündler und Mahner, der in seiner Deutung abendländischer Geschichte und Schicksale um eine neue sittliche Ordnung der Welt ringt und im Leben des einzelnen wie dem der Völker aus seiner christ-

lichen Haltung das Gewissen anruft». Der Dichter Werner Bergengruen, dem Preisträger durch manche gemeinsame Überzeugung, durch religiöse Konfession und enge Freundschaft verbunden, war berufen, die Festrede zu halten. In der klaren Gedankenführung und mit der noblen Schlichtheit, die man aus seinen Werken kennt, erschloß er den Ideengehalt der Werke und das geistige Wesen Reinhold Schneiders, durch die der Friede «mit leuchtender Selbstverständlichkeit» von ihm ausstrahle. Dabei stehe das Wort «Friede» in den Schriften Schneiders keineswegs an erster Stelle. Wer in der Geschichte daheim sei, habe es nicht so leicht wie der in Ideologien lebende, jeden Krieg zu verwerfen, denn die Verdammung künftigen Krieges schließe leicht auch die aller vergangenen ein. Werner Bergengruen erwähnte in diesem Zusammenhang als ein Beispiel den Abwehrkampf der Griechen gegen die Perser, ohne den es kein Abendland und kein Europa gegeben hätte, und zog damit von vornherein eine schützende Trennungslinie, die das Werk und das Bemühen Reinhold Schneiders von jeder kompromittierenden Nachbarschaft schied. Für Reinhold Schneider sei der Friede ein göttliches Gebot, «nicht eine Forderung der Prosperität und des ungestörten materiellen Wohlbehagens». Er wirke im Namen des Friedens, nicht weil er vorteilhafter, sondern weil er heiliger sei als der Krieg. Damit wurde deutlich, daß es hier im vollen Bewußtsein der zwischen Freiheit und Friede, Frieden und Macht spielenden Dialektik um eine religiöse Deutung der Idee des Friedens ging, die eine irdische Lösung der Geschichte übersteigt. «Philosophien, Verheißungen, politische Systeme und Träume, die unsere geschichtliche Existenz grundsätzlich für befriedbar halten, greifen, wie mir scheint, die Religion an der Wurzel an; sie eliminieren zum mindesten das Irrationale unseres Daseins in seiner stärksten Erscheinung. Sie werfen die Frage: wo ist das Reich Gottes?, diese erschütternde europäische Frage, ins Irdische zurück und sagen: in einem Staat, einem Denksystem, einer von uns abschließbaren Geschichtswelt. Und dieser Staat kann nur sein: Zwang, Gewalt, unter welcher Fahne

und Ideologie auch immer. Diese Frage aber geht an das Innere des Menschen und zugleich über alles in der Geschichte Mögliche hinaus: und gerade aus dieser Kraft und Richtung ist sie geschichtsbestimmend geworden.» Mit diesem Wort Reinhold Schneiders war erklärt, warum jene Sinneswandlung, die allein den Frieden schaffen kann, mehr noch als der Mahnung zum Frieden die Bemühung des Dichters gilt. Es gehe ihm um den Frieden Christi, der im Menschen selbst gegründet und unzerstörbar sei. Kein Gemeinwesen könne wissen, was seinem Frieden diene, wenn es nicht Menschen umschließe, die den Frieden mit sich selber gefunden hätten. Reinhold Schneider strebe danach, den Frieden in sich zu verwirklichen, soweit dies dem Menschen gewährt sei.

Aus dieser Religiosität des Friedens — so war Werner Bergengruen zu verstehen —, die ihre Erfüllung nur in der Unendlichkeit haben kann, deren irdischer Ort aber das Gewissen jedes Menschen ist, stammt die sittigende Kraft der Gedanken Reinhold Schneiders. Sie schuf einen Raum, in den die Friedlosigkeit nicht einzudringen vermochte, und den er in den Jahren der Tyrannei allen denen offen hielt, die sich ihm vertrauten. «Uner-schrocken und unermüdlich, hat er wortgewaltig mitten im Kriege, mitten unter den Drohungen eines Regimes, das weder Frieden noch Freiheit kannte, mitten im Haß das Wort liebender Einsicht gesprochen, und in wie viele angefochtene, zerrissene Herzen hat er die Botschaft des höheren, unzerstörbaren Friedens hineingegeben!»

Die feierliche Gewalt der Stunde war zwingend genug, um Bergengruen in der Würdigung des Freundes zum eigenen Bekenntnis hinzureißen. In seinem Werk irdischer gerichtet als dieser, einer der letzten literarischen Repräsentanten ritterlicher Tugenden, gab er zu bedenken, daß der Mensch als politisches Wesen der Gewalt nicht völlig entraten könne. Es sei vielleicht schon viel gewonnen, wenn er in der Gewalt das Element des Unedlen spüre und sich zu ihren Gegenbildern: Großmut, Hochherzigkeit und Weisheit, bekenne. Auch diese aber seien Schätze, die nur um den Preis des Friedemachens in

der eigenen Seele zu haben seien. Obwohl sie im einzelnen leichter zu begründen seien als in Ländern und Staaten, fordere sie die Geschichte auch von den Gemeinschaften, in denen der einzelne sich repräsentiert sehe. Auch im Werk Reinhold Schneiders, bemerkte Bergengruen, gebe es eine Reihe von Gestalten, von denen der aller irdischen Beschränktheit zum Trotz immer wieder unternommene Versuch ausgehe, jene Tugenden der Großmut, der Hochherzigkeit und der Weisheit aus der Domäne des Individuums in die Gemeinschaft hinüberzustrahlen und sie dort aufleuchten zu machen. «Diese wahren Boten des Friedens sind nicht die Weichlichen, die Empfindsamen oder gar Weinerlichen, denn im Kampf um den Frieden können nur die heroischen Seelen gewinnen.»

Reinhold Schneider zitierte in seinen Dankesworten Albert Schweitzer, der vor fünf Jahren an dieser Stelle gesagt hatte, man könne diesen Preis nur als neue Verpflichtung entgegennehmen. Denn niemand werde von sich behaupten wollen, daß er genug für den Frieden getan habe. Sodann sprach Reinhold Schneider mit der Souveränität des Geschichtsphilosophen wie mit der Leidenschaftlichkeit des Zeitgenossen über den Frieden der Welt. Seine Rede, in der sich savonarolische Gedankenschärfe und franziskanische Demut auf das Erregendste mischten, ging von der Sinnbestimmung Kants aus, daß Friede nur als Vernichtung jeglicher möglichen Kriegsursache verstanden werden könne. «...Die Gnade dieser Stunde ist, daß eine Bedrohung ohne Beispiel die Welt als ein Ganzes erweist und die Räume, in denen sich Kriege und die ihnen vorausgehenden Experimente abspielen, nicht mehr abgegrenzt werden können. Friede kann nur noch Friede der Welt und Ewiger Friede sein...» Dies sei das Existenzproblem der empirischen Welt. Dem Frieden sei aber mit nichts weniger gedient als mit wohlgemeinten pazifistischen Verheißungen und Programmen, die meinen oder vorgeben: die Regierungen brauchten nur ihre Völker anzuhören und ihren Willen zu tun und die Waffen niederlegen. Demgegenüber erinnerte Reinhold Schneider an den «starken, männli-

chen, wissenden, mit der Geschichte vertrauten Pazifismus» von Erasmus, Leibniz und Kant bis zu Friedrich Wilhelm Foerster, Hermann Hesse, Leopold Ziegler und Albert Einstein, der eine Auszeichnung europäischer Tradition sei. Wir dächten über den Frieden nicht nach, wir reparierten zu schnell und rasten weiter, ohne uns klar darüber zu sein, daß unser Wagen nur noch einmal verunglücken könne. Eine Aussicht auf einen dritten Unfall bestehe kaum.

Man müsse auch begreifen, daß Krieg und Frieden auf eine wahrhaft tragische Weise ineinander verschlungen seien. Niemand diene dem Frieden durch Beleidigung oder Herabsetzung des Soldaten. Er liebe und verehere die großen Feldherren, die diesen Namen wirklich verdienten. In dieser Reihe wies Reinhold Schneider einer Gestalt wie der des deutschen Generalobersten Beck, der am Aufstand des 20. Juli 1944 führend beteiligt war, einen besonderen moralischen Rang zu. Ihm habe sein Gewissen befohlen, auch die Ehre zu opfern. Höhere Ehre gebühre vielleicht noch dem Namenlosen, dem unbekanntem Soldaten, der die Schuld dieser Welt mitgetragen und Blut vergossen habe und dessen Blut wieder vergossen worden sei: dem Opfer der Geschichte.

Aus der Verstrickung der zum Frieden strebenden und der kriegerischen Tradition sei in der Geschichte namenloses Leid gefolgt und dennoch auch Größe, eben: Europa. «In Europa stellte sich bisher dar: der Mensch zwischen unvereinbaren Forderungen, der Mensch, der sich immerfort anficht und zerstört und in dieser Zerstörung wissender, böser, verwegener, europäischer wird: ein tragisches Phänomen.»

Das deutsche Volk, so stellte Reinhold Schneider fest, besitze nicht mehr, wie die meisten westeuropäischen Völker, Bilder kontinuierender Geschichte, die es führen könnten. In seiner Gespaltenheit ereigne sich eine Entfremdung, die unannehmbar bleibe. Es sei in hohem Grade unwahrscheinlich, daß in der gegenwärtigen Phase die beiden konträren Machtgestalten sich einigen könnten über den Frieden der Welt. Und es sei eine Fiktion, daß die im höchsten Grade bewundernswerten Lei-

stungen der Naturwissenschaft frei seien und wirklich führen könnten. Frei sei nur das sittliche Bewußtsein. «Und der Preis dieser Freiheit ist immer der Tod, die Bereitschaft dazu.» Man dürfe aber den Glauben an die Macht geistiger Veränderung bezeugen, die Herder als führende Kraft der Geschichte erkannt habe. Die These jedoch, daß der Feind mit der böseren Waffe niedergehalten werden könne oder müsse, sei entweder Wahn oder Unaufrichtigkeit. Der Mensch, der im Atomkrieg töte, werde sich selbst zerstören. «Es müßte geschehen, was noch niemals geschehen ist, wenn die Welt, die wir kennen und lieben, gerettet werden soll.» Es müßte Friede geschlossen werden im Sinne Kants. Dies setze voraus, daß ein Vertrauen auf die Denkart des Feindes übriggeblieben sei, sonst gebe es nur Waffenstillstand. Allein das echte Opfer würde dafür zeugen und die Friedenslüge vernichten oder den Willen zum Frieden glaubwürdig machen. Gegen alle Wahrscheinlichkeit müsse an der Stelle, wo wir angelangt seien, eine Hoffnung sich erheben, ein Bemühen entfacht werden, die den heute gedachten, vollzogenen Gedanken des Todes entgegentreten. «Alle Katastrophen der Geschichte haben sich im Geistigen und Sittlichen ereignet, ehe sie sich in materiellen Machtkämpfen dargestellt haben. Sie sind also angewiesen auf ein bestimmtes Klima des Denkens, Glaubens, Wünschens; wo sie dieses nicht spüren, brechen sie nicht hervor. Um dieses Klima geht es in der Stunde unheimlichen Waffenstillstandes. Wir sollten der drohenden Katastrophe dieses Klima verweigern... Unsere Aufgabe ist, durch unser ganzes Sein und Wirken eine nach Tyrannis strebende Ideologie, eine höchst unzureichende, auf längst überholten Voraussetzungen ruhende Auffassung von Mensch und Geschichte, durch eine überlegene Erkenntnis und Haltung zu beantworten.»

Zum Schluß seiner tief anrührenden Rede zitierte Reinhold Schneider als eine letzte Forderung der Stunde noch einmal Kant, der gesagt hat, der Friede wäre nicht nur bewirkt, sondern für alle Zukunft gesichert, wenn das Gebot «Du

sollst nicht lügen» Grundsatz werden würde.

Ein Schriftsteller und Dichter, ein Gelehrter und eine sittliche Persönlichkeit hatte den Friedenspreis erhalten. Zwei Dichter deutscher Sprache hatten für den Frieden gezeugt. Ihre Reden, die in unserer von Propaganda verwaschenen Sprache das Wesen des Friedens mit unausweichlichem Ernst neu konstituierten,

hinterließen dennoch elegische Nachdenklichkeit. Auf welchem Niveau des Denkens, in welchem Bereich zwielichtiger Absichten wird über den Frieden beraten, verhandelt, beschlossen, wenn er Gegenstand der Politik, allzu griffiges Handelsobjekt oder Spielzeug der Machtmatematiker wird?

Heinz-Winfried Sabais

Freiheit und Verantwortung

Der Ferienkurs 1956 der Stiftung Lucerna

Seit dem Jahre 1927 finden im Großratssaale in Luzern alljährlich die bekannten Ferienkurse der Stiftung Lucerna statt. Mit der Behandlung des Themas *Freiheit und Verantwortung* verschrieb sich das Kuratorium im laufenden Jahre einer besonders hohen, aber auch lockenden Aufgabe, und eine aus allen Gauen der Schweiz herbeigeströmte Zuhörerschaft durfte wertvollste Anregungen entgegennehmen. Das Eröffnungswort sprach Stiftungspräsident *Paul L. Sidler*, Zollikon. Die insgesamt fünfzehn Referate wurden gehalten von den Professoren *Samuel Gagnebin*, Neuenburg, über «*Le déterminisme scientifique en physique classique et en physique quantique*»; *Hermann Gauß*, Bern, über «*Der philosophische Begriff der Willensfreiheit*»; *Werner Kägi*, Zürich, über «*Probleme des Rechtsstaates in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*»; *Hans Schultz*, Bern, über «*Freiheit und Verantwortung im schweizerischen Strafrecht*»; und schließlich Privatdozent *Dr. Alfred Storch*, Bern, über «*Die Freiheit der menschlichen Existenz und die Tiefenpsychologie*». Als Diskussionsleiter amtierten die Professoren *Henri L. Miéville*, Lausanne, und *Arthur Stein*, Bern — von denen der erstgenannte auch das Gesamtthema vorgeschlagen hatte —, und den Obliegenheiten eines Kursaktuars widmete sich zum dreißigsten aufeinanderfolgenden Male mit der bewährten Übersicht und Zuverlässigkeit *Dr. Martin Simmen* in Luzern.

Prof. Samuel Gagnebin betrachtete seinen speziellen Auftrag im Gesamtrahmen des Kurses nach seiner eigenen einleitenden Aussage als «vielleicht etwas abwegig». Er meinte damit richtigerweise, er könne nur negativ den Raum abstecken, innerhalb dessen zwingende naturgesetzliche Bestimmtheiten fehlten und deshalb so etwas wie menschliche «Freiheit» überhaupt denkbar sei, aber er könne selber zum eigentlichen und engeren Thema dieser «Freiheit» keinen Beitrag leisten. Andererseits ist sich *Gagnebin* sehr wohl bewußt, daß dieses «Abstecken der Grenzen» eine notwendige Vorarbeit darstellt. Die genaue Festlegung des Bereiches, in dem die zwingenden Gesetze der Natur Anwendung finden, ist sogar eine viel schwierigere Aufgabe als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Nachdem erstmals *Newton* die Idee des «Naturgesetzes» klar herausgearbeitet hatte, entwickelten im 18. Jahrhundert *Descartes*, *Lagrange* u. a. ihre großen Systeme, aus deren Ergänzung und mehr oder weniger geradlinigen Fortbildung der absolute Determinismus z. B. eines *Laplace* hervorging. Dieser absolute oder integrale Determinismus läßt, wie sein Name sagt, einer eigenen Entscheidung des Menschen praktisch keinen Spielraum mehr. Aber in der Philosophie zeigten sich gegen diese heute fast allseitig preisgegebenen Theorien von Anfang an beträchtliche Widerstände. Ihre Zeit scheint endgültig zu Ende zu sein, seit mit dem Aufkommen der Rela-

tivitätstheorie die Naturwissenschaften selber zahlreiche grundlegende Ansichten revidieren mußten. Einstein brauchte uns nicht mehr zu sagen, daß der von den Naturgesetzen beherrschte Bereich zeitweise überdehnt worden war, das wußten wir längst; aber er griff mit seiner Relativitätstheorie und der langen Reihe aus ihr ableitbarer Schlußfolgerungen in die scheinbar gesicherten Auffassungen über das Wesen der Naturgesetze selber ein. Vereinfachend gesagt werden sie zum Schema, statt strikte und ausnahmslos dazustehen. Nachdem jetzt der Weg von der klassischen zur Quantenphysik in wichtigsten Stadien abgeschritten ist, läßt sich deshalb sagen, die Idee des Möglichen sei für die Naturwissenschaften in einer neuartigen Weise konstitutiv geworden. Das Mögliche ist bestimmt; es umschreibt einen Rahmen, in dem sich das Wirkliche bewegt.

Von Prof. *Hermann Gauß* hätten wir uns eine sorgsame, fast pedantische Klärung der wesentlichen Grundbegriffe gewünscht; vielleicht bildete es eine der wenigen Schattenseiten des diesjährigen so verdienstlichen Kurses, daß eine solche grundlegende Begriffsklärung unterblieb. Ohne sich über die Bedeutung der verwendeten Worthülsen zu einigen, kann man eben nicht klar und erfolgreich diskutieren, und vor allem am ersten Diskussionsabend schien uns denn auch eine gewisse «Verwirrung der Fäden» unverkennbar zu sein. Aber wenn uns der Berner Dozent an derartiger Filigranarbeit etwas knapp hielt, so entschädigte er uns andererseits durch einen philosophischen Tour d'horizon zum Thema «Freiheit und Verantwortung», der an Glanz und Geschlossenheit nichts zu wünschen übrig ließ, der aber hier freilich nicht einmal in den Umrissen angedeutet werden kann. Die Aufgabe ist für den Philosophen eine doppelte: erstens einen eigenen Freiheitsbegriff zu formulieren, der dem Freiheitsbegriffe sämtlicher Einzeldisziplinen zugrunde liegen kann, und zweitens die Beziehungen zwischen dem fundamentalen philosophischen und den darauf aufgebauten einzelwissenschaftlichen Begriffen zu fixieren. Sagten wir vorhin, daß die Naturwissenschaften den Raum abstek-

ken müssen, innerhalb dessen eine menschliche «Freiheit» gedacht werden kann, so haben sie doch schon ihren eigenen Freiheitsbegriff, und daneben kennen wir eine politische Freiheit und unterhalten uns über das Verhältnis zwischen Psychiatrie und Freiheit, Strafrecht und Freiheit, Freiheit und Kunst oder Religion. In jedem möglichen Freiheitsbegriffe muß der philosophische mitgemeint sein, und jede Einzelwissenschaft muß also immer wieder bei der Philosophie «rückfragen»; trotz oder gerade wegen dieser Relation gibt es Philosophie nicht über, sondern nur «in» den Einzelwissenschaften, oder vielleicht besser: aus ihnen heraus zu dem, was sie eint. Das Kernproblem der Freiheit ist, daß immer jene Entscheidung getroffen wird, die dem einzelnen nach allgemeinen Grundsätzen in der jeweiligen Lage eine gute zu sein scheint. Gauß nähert sich mit diesen Überlegungen dem alten Sokratischen Paradoxon, wonach niemand freiwillig Unrecht tut; wollen wir wirklich, so wollen wir das Gute, und streben wir nicht nach diesem, so handeln wir nicht wirklich nach eigener Wahl, d. h. auf Grund der eigenen freien Willensentscheidung. Wir müssen ununterbrochen frei werden, d. h. uns den Weg bahnen zu dieser Freiheit der Willensentscheidung. Wir übernehmen den Auftrag im Bewußtsein der Verantwortung, die uns das Prinzip des Guten diktiert; die Verantwortung korreliert stets zur Freiheit, ohne mit ihr identisch zu sein.

Kürzer gesagt heiße frei sein nichts anderes als für das Gute geöffnet sein, erklärte resümierend und zustimmend Dr. *Alfred Storch*. In unserem eigenen Inneren können uns Barrieren erwachsen, die uns davon abhalten, unserer Verantwortung gerecht zu werden. Was noch vor wenigen Jahrzehnten als Ergebnis unseres bewußten Denkens und Wollens unbeschadet hin genommen wurde, erscheint heute vielfach als Resultat uns unbewußter, dunkler Umwälzungen in uns selber. Das Kind ist zunächst fremdbestimmt, und der Reifungsprozeß ist es, der es zur Selbstbestimmung, damit zur Selbstverantwortung und zur Mitverantwortung für die Mitmenschen führt. Der Bereich, in dem wir auf Grund der natürlichen Gegeben-

heiten an sich «frei sein» können, wird erstens eingeengt durch solche mangelnde Reife, aber auch zweitens durch die seelische Krankheit. Innere Bedrängnisse, die wirkliche oder vermeintliche Ausweglosigkeit eines Schicksals, eine nicht abgetragene Schuldbelastung können die Wahl einer Neurose oder mittelbar sogar einer körperlichen Erkrankung unbewußt leiten. Der Mensch will dann, wie Kierkegaard gesagt hat, «verzweifelt nicht er selbst sein»; die Zuflucht zur Neurose bedeutet eine unbewußte Entscheidung für die Unfreiheit, nachdem das Gewicht der Freiheit zu groß geworden ist. Mögen auch die Statistiken insofern trügen, als früher zahlreiche Erkrankungen nicht erfaßt wurden, so ist es nun kein Geheimnis, daß die Zahl der Neurosen im allgemeinen steigt. Dr. Storch betonte mit besonderem Nachdruck, daß eben «der zunehmende Druck anonymer, kollektiver Mächte der Wirtschaft und Gesellschaft, daß die technisierte und bürokratische Vergewaltigung des einzelnen, die Übersteigerung der beruflichen Anforderungen, Zeitnot und Gehetztsein, daß die Einschränkung der Möglichkeiten zur Sammlung und Verinnerlichung ein Übermaß an Bedrängnissen, Einsamkeit und Unsicherheit hervorgebracht haben, die das Krankwerden des Menschen als eine Zuflucht erscheinen lassen». Einleuchtend ist die Feststellung des Referenten, wonach die Neigung der Menschen, auf die Freiheit der verantwortlichen Entscheidung zu verzichten, sie andererseits eine Scheinfreiheit im Sinne subjektiver Willkür und Beliebigkeit ohne weiteres bejahen läßt. Unfreiheit und subjektive Willkür haben den Mangel der festen objektiven Bindung gemeinsam.

Bei der Tatsache, daß wir das Klima der Freiheit oft nicht mehr zu ertragen scheinen und dann je nachdem bei der Unfreiheit oder der subjektiven Beliebigkeit Zuflucht nehmen, hakte von einem anderen geistigen Standorte aus auch Prof. *Werner Kägi* von der Universität Zürich an bestimmten Punkten seiner wohlfundierten Darlegungen ein. Diktaturen kann man über Nacht schaffen; freiheitliche Staatsordnungen dagegen wachsen aus der Arbeit von Generationen, so wie das Individuum reifen muß, um wirklich frei

zu sein. Der Vergleich hinkt insofern, als der Freiheitsbegriff der Juristen wiederum ein eigener ist. Rechtliche Freiheit ist nicht eine Freiheit der inneren Willensentscheidung (des dauernden «Offenseins zum Guten»), sondern eine Freiheit der äußerlichen Geltendmachung dieser freien Willensentscheidung; der Jurist nennt einen Menschen «frei», wenn und insoweit er die Möglichkeit hat, in der Sozialsphäre gemäß den eigenen inneren Entscheidungen zu handeln, wobei aus dieser Formulierung erhellt, daß die äußere Freiheit eine größere oder kleinere innere Freiheit logisch voraussetzt. Vor allem die liberaldemokratische Bewegung der letzten zweihundert Jahre hat eine weithin anerkannte Auffassung von Freiheit entstehen lassen, die sich nach drei Richtungen charakterisieren läßt. Die persönliche Freiheit meint eine Freiheit des einzelnen von staatlicher Einmischung, die politische eine solche des einzelnen zur Mitwirkung an der staatlichen Willensbildung, und von föderativer Freiheit reden wir, wenn und insoweit engere innerstaatliche Verbände verschiedensten Charakters die Möglichkeit haben, in der Sozialsphäre selbstbestimmend und mitbestimmend nach eigenem Ermessen tätig zu werden, dies gemeint im Verhältnis zum umfassenderen Verbände. Die persönliche Freiheit zunächst wird von keiner Seite ausdrücklich in Frage gestellt, und dennoch ist sie einerseits durch den Totalitarismus jeder Prägung, andererseits durch das gleichgültige Nein des Opportunismus dauernd bedroht. Besonders vor der letzteren, weniger sinnfälligen Gefahr kann nicht genug gewarnt werden. Der Kern liegt in der Tatsache, daß die Freiheit dort hoffnungslos verloren ist, wo der einzelne die Anstrengungen zu ihrer Erhaltung nicht mehr erbringen will, sei es, weil er sie zu wenig hoch einschätzt, oder sei es, weil er sich leichtfertig einem Fatalismus hingibt, der ihn mit der billigen Ausrede der «Zwangsläufigkeit» jeder echten Diskussion überhaupt ausweichen läßt. Was die politische Freiheit angeht, so wird sie einmal durch die egalitaristischen Tendenzen im Zeitgeschehen unterminiert. So gut wie von einem «Zeitalter der Atombombe» könnte man manchmal von einem «Zeit-

alter des Neides» reden, wie das von angelsächsischen Autoren tatsächlich vorgeschlagen worden ist; die Nivellierung schreitet mit einem Tempo voran, das von keinen objektiven Gesichtspunkten aus gebilligt werden kann. Nur ein Sonderfall dieser Nivellierungsbewegung ist es, wenn gegenwärtig in der Schweiz aus einem Mißtrauen auch gegen jede gesunde und notwendige Autorität heraus nach einer übermäßigen Ausdehnung der Volksrechte gerufen wird. Die direkte Demokratie ist vorbehaltlos zu bejahen, und es gibt unzählige Wege zu ihrer wirklichen weiteren Verbesserung. Aber wir können die Prinzipien unseres Staates nicht überspannen, ohne ihnen untreu zu werden. Eine solche Untreue zur traditionellen schweizerischen Staatsauffassung findet ihren Ausdruck übrigens auch in den seit dem Ersten Weltkriege leider nicht mehr seltenen Verfassungsverletzungen. Endlich noch die föderative Freiheit: sie hat im und nach dem Zweiten Weltkriege eine gewaltige internationale Aufwertung erfahren, deren Glanz aber seither wieder verblaßt ist. In der Schweiz sollte sie eigentlich nicht verteidigt werden müssen. Aber es ist doch so, daß oft die Kantone für die Gemeinden und ebenso der Bund für die Kantone zu wenig Verständnis aufbringen, abgesehen von möglichen weiteren Gliederungen. Prof. Kägi hat bei früherer Gelegenheit den Satz geschrieben: «Die Schweiz wird föderalistisch sein, oder sie wird nicht sein!», und er steht auch heute mit Überzeugung zu dieser Einsicht.

Prof. *Hans Schultz* nennt die Strafuntersuchung «ein großes Exerzitium der menschlichen Freiheit». Und wohl auch der Verantwortung! Mit dem Begriffe der Freiheit wird ebenso dieser Begriff im rechtlichen Gebrauche sozusagen «veräußert»; die rechtliche Verantwortung ist eine solche in durchaus gegenständlichen Kategorien, wobei aber die rechtliche Ordnung ihrerseits darauf Anspruch macht, der Gerechtigkeit zu dienen, so daß mittelbar der Bezug zur absoluten Idee gewahrt ist. Der Gedanke der Freiheit hat im schweizerischen Strafrecht eine dreifache Funktion. Erstens wird die Freiheit als ein Rechtsgut geschützt, zweitens erscheint sie als notwendige Voraus-

setzung der strafrechtlichen Schuld, und drittens bedeutet der Entzug der (äußerlichen) Freiheit eine der gebräuchlichsten Sanktionen. Was den ersten Punkt anbelangt, so ist — entsprechend der allgemeinen schweizerischen Staatsidee — der Schutz der Freiheit als Rechtsgut bei uns ein sehr weitgehender. Das zeigt sich schon in der gewiß nicht zufälligen Tatsache, daß unser Strafgesetzbuch die Verstöße gegen den einzelnen vorausnimmt und dann erst die Staatsschutzbestimmungen bringt, während in den meisten ausländischen Staaten die Reihenfolge die umgekehrte ist. Zum zweiten Punkte gilt, daß es nach schweizerischer Auffassung gerade der nicht tolerable Gebrauch der an sich gewährten äußerlichen oder Handlungsfreiheit ist, der schuldig macht. Allerdings gibt es auch unter den Strafrechtlern Deterministen; die meistens, aber nicht immer konsequent gezogene und durchgehaltene Schlußfolgerung ist, daß der einzelne nie bestraft werden, sondern daß man nur versuchen könne, ihn zu bessern. Auch der Entzug der Freiheit im Sinne des dritten Punktes kann demzufolge für diese Deterministen nicht mehr den Sinn einer «Strafe» haben. Ohne sich ihnen grundsätzlich anzuschließen, plädiert auch Prof. Schultz für ein neues Verständnis des Charakters der Strafe, die als «gesolltes Übel» betrachtet werden soll; zum Ausgleich für das geschehene böse wird ein gutes Tun verlangt, womit die innere Umwandlung, die Besserung, anvisiert ist. Wir schließen mit einer Feststellung von Schultz, die dem Eindruck aller Kursteilnehmer entsprechen dürfte. Es war auffallend, wie sehr sämtliche Referenten am Lucerna-Kurse das Gemeinsame, Verbindende suchten! Damit stimmt überein, daß auch außerhalb des Themas «Freiheit und Verantwortung» in den letzten Jahren zunehmende Anzeichen einer Bewegung, die von der überforcierten Spezialisierung wegführen könnte, zu beobachten sind. Wir halten alle derartigen Erscheinungen für überaus begrüßenswert.

Hans W. Kopp